Epidemien in früheren Zeiten und jetzt.

Von Dr. H. Gerold.

Es sind in den letzten beiden Jahren des Krieges an verschiedenen Stellen epidemische Krankheiten ausgebrochen deren Entstehung den unsanitären Zuständen, die sich bei den Armeen nicht immer vermeiden lassen und zum Theil auch der Unterernährung der Civilbevölkerung und der infolgedessen verringerten Widerstandskraft gegen Krankheitserscheinungen zuzuschreiben ist.

Unter den Balkanvölkern, die in hygienischer Hinsicht noch recht rückständig waren, haben diese epidemisch auftretenden Krankheiten natürlich einen größeren Umfang angenommen, als im übrigen Europa, wo durch sanitäre Vorschriften einem Umsichgreifen von Seuchen ein Riegel vorgeschoben ist.

Bei den im Felde stehenden Armeen ist die Ansteckungsgefahr natürlich ein Faktor, der schwer ins Gewicht fällt, wenn nicht sofort eine Isolirung der Erkrankten vorgenommen wird, das sei bei den in den vordersten Linien stehenden Truppen natürlich nicht immer möglich ist. Infolge der umfassenden Vorsichtsmaßregeln, die in der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee getroffen sind, ist diese Gefahr auf ein Minimum reduzirt. Auch der Gesundheitszustand in der englischen Armee ist gut, dagegen ist in den russischen Heerestheilen die Cholera mehrfach epidemisch aufgetreten, und in der französischen Armee hat die Tuberkulose bedenkliche Dimensionen angenommen, da verschiedentlich Leute eingestellt wurden, die sich schon in den ersten Stadien der gefürchteten Krankheit befanden.

Die minderwerthige Ernährung, die bei der Civilbevölkerung infolge des Krieges zu verzeichnen ist, hat die Sterblichkeitszahlen erhöht, aber bis jetzt keine Krankheiten epidemischen Charakters, wie den Hungertyphus, zur Folge gehabt, was indessen nicht ausschließt, daß diese Krankheit sich in einen Ländern, wo nicht für eine gerechte Vertheilung der Lebensmittel gesorgt wird, wie z. B. in gewissen Landestheilen Rußlands, noch zeigen kann, wenn der Krieg noch viel länger dauert.

In den westlichen Ländern Europas ist, dank der vorgeschrittenen Hygiene, trotz der durch den Krieg herbeigeführten Uebelstände, das Auftreten von Epidemien in einer Form, wie sie das Mittelalter kannte, ausgeschlossen. Die schlimmste Epidemie, die in Deutschland in der Neuzeit, nämlich in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, zum Ausbruch kam, war die Cholera in Hamburg, die, trotz ihrer Furchtbarkeit, auf das Stadtgebiet beschränkt blieb und sich nicht über größere Landestheile verbreitete.

Alle Epidemien des letzten Jahrhunderts verschwinden, was ihre Ausdehnung und Sterblichkeitszahl anbelangt, vor den furchtbaren Seuchen, die im Mittelalter ganze Länder verwüsteten. Wie man weiß, hat eine bestimmte, epidemisch auftretende Krankheit den bezeichnenden Namen „der schwarze Tod" erhalten. Dieser Namen rührt her von den auf eine fauchige Säftezersetzung hindeutenden schwarzen Flecken, die auf der Haut zum Vorschein kommen. Die Krankheit wurde von den Kranken den Gesunden mitgetheilt, „wie Feuer unter trockenem und öligem Brennstoff", und nicht nur Menschen, sondern auch Thiere einander gleichzeitig davon zu kunde, wenn sie nur das geringste berührten, was dem Todten gehört hatte. Boccacio, selbst ein Arzt, erzählt, daß er zwei Schweine auf den Lumpen einer Person, die an dieser Pest gestorben war, nach kurzem Taumeln todt niederfallen sah, als wenn sie Gift genommen hätten. Jeder Fleck, den der Kranke berührt hatte, verbreitete den Ansteckungsstoff, und selbst die Augen des Kranken wurden als gefahrbringend betrachtet, da sie die Kraft hatten, auf eine Entfernung hinzuwirken, sei es wegen ihres angewohnten Glanzes oder wegen der Verdrehung, die sie bei einer Pest-Fieberleiden, oder in Gemäßheit eines alten Aberglaubens, demzufolge das Gesicht als der Träger eines dämonischen Zaubers betrachtet wurde."

Mächtiger in der That als irgendeine atmosphärische oder sonstige Ursache des „schwarzen Todes" („des großen Sterbens", wie die Italiener diese Krankheit nannten) war die Wirkung der Ansteckung, die sich von einem Volk zu dem andern über die Heerstraßen und aus den Häfen des Mittelmeeres verbreitete. Aus ihren Hauptquartieren in China zog die einherrasende Seuche mit Karawanen und Schiffen in ganz Europa umher: Konstantinopel und die Häfen Kleinasiens waren die Herde, von wo aus sie ihre Strahlen in die entferntesten Seehäfen und Inseln aussandte. Capern verlor fast alle seine Einwohner und Schiffe ohne Bemannungen sah man oft im Mittelmeer, wie später in der Nordsee umhertreiben und die Seuche verbreiten, wo immer sie das Land berührten".

Lübeck, damals eine unermeßlich mächtige Stadt, wurde in eine solche Bestürzung versetzt, daß die Bürger sich, wie vom Wahnsinn befallen, selbst ermordeten. „Kaufleute, deren Gewinnste und Besitzungen unbegrenzt waren, verzichteten kaltblütig und gern auf ihre irdischen Güter. Sie trugen ihre Schätze in die Klöster und Kirchen und legten sie am Fuße des Altars nieder; das Gold aber hatte keine Reize für die Mönche, denn es brachte ihnen den Tod. Sie schlossen ihre Thore, und dennoch ward es ihnen über die Klostermauern zugeworfen. Die Leute wollten kein Hinderniß mehr dulden für das letzte fromme Werk, zu dem sie aus Verzweiflung getrieben wurden.

„Als die Pest aufgehört, glaubten die Menschen noch immer, sie wandelten unter Todten, so abschreckend war infolge der Angst, die sie während der Dauer derselben ausgestanden, das bleifarbene Aussehen der Ueberlebenden." In Paris starben im Hotel Dieu täglich 500 Menschen; der „schwarze Tod" hatte selbst keine Achtung vor dem königlichen Geblüte, denn die Königinnen von Navara und von Frankreich fielen ihm zum Opfer. Venedig und London verloren jedes 100,000 Menschen von ihrer Bevölkerung, und München 50,000 d. h. also fast die ganze Einwohnerzahl. „Von den Schätzungen der Lebensverluste in Europa," sagt Professor Hecker in seinem Buche „Die Epidemien des Mittelalters", „ist die wahrscheinlichste, daß im Ganzen ein Viertel der Einwohner weggerafft wurde. Es läßt sich daher ohne Uebertreibung annehmen, daß Europa während des „schwarzen Todes" 25 Millionen Menschen verlor."

Dann aber kann man wohl fragen, wie es sich so schnell wieder von einem derartigen Schlage erholte. Der verstorbene Professor Hecker, der als einer der gelehrtesten ärztlichen Geschichtsschreiber in Deutschland gilt, hat eine ziemlich wunderbare Erklärung hierfür: „Nach dem Aufhören der schwarzen Pest wurde," sagte er, „überall eine große Fruchtbarkeit bei den Weibern bemerkbar — eine großartige Erscheinung, die, da sie nach jeder verheerenden Seuche vorkommt, überzeugender als irgend etwas das Walten einer höheren Macht rücksichtlich des allgemeinen organischen Lebens beweist. Die Ehen waren fast ohne Ausnahme fruchtbar, und Zwillings- und Drillingsgeburten häufiger, als zu anderen Zeiten."

Sprachrichtigkeit und Sprachgefühl.

Von Ludwig Fulda.

Sprachrichtigkeit ist Sache des Studiums, des Fleißes, der Gewissenhaftigkeit. Sprachgefühl ist Sache der Begabung, ist ein künstlerisches Verhalten der Sprache gegenüber und darum wie alles Künstlerisch ein Talent. Man besitzt es, oder man besitzt es nicht. Man kann es im letzteren Fall mit aller redlichen Mühe sich nicht aneignen; aber man kann es im ersteren in sich pflegen und ausbilden, kann die natürliche Anlage mehr oder weniger vervollkommnen. Gegenstand der Betrachtung kann daher nicht sein, wie es zu erwerben ist, sondern nur, wie es sich äußert.

Am elementarsten bekundet sich zunächst das Sprachgefühl in dem inneren Gehör, will sagen, in der Fähigkeit, eine Wortfolge, bevor man sie ausspricht oder niederschreibt, auf ihren Klangwerth zu prüfen. Die Sprache ist ein Verständigungsmittel durchs Ohr. Unser Gehörsinn vernimmt Laute, die, abgesehen von ihrer Bedeutung, rein sinnlich genommen, einen angenehmen oder unangenehmen Reiz auf ihn ausüben. Das gilt keineswegs nur von der Rede, sondern ebenso von der Schrift. Wir lesen zwar mit den Augen, aber die gelesenen Worte werden uns nur dadurch bewußt, daß sie gleichzeitig in unserem Ohr anklingen. Die Sprachrichtigkeit nimmt keine Rücksicht darauf, ob dieser Klang als schön oder häßlich empfunden wird. Das Sprachgefühl aber strebt unwillkürlich nach Wohllaut.

Es läßt sich bei der Wahl der Worte und bei ihrer Zusammenfügung mitbestimmen durch die Vermeidung von Harten, von Dissonanzen, von plumpen, grotesken oder komischen Lautkombinationen. Wer ist noch nicht beim Sprechen über seine eigene Zunge gestolpert infolge einer ungeschickt angeordneten Lautreihe? Unser geliebtes Deutsch legt uns besonders häufig derartige Fallen durch die leicht eintretende Ansammlung mehrerer, hintereinander nur mühsam sprechbarer Konsonanzen und thürmt damit vor den Anforderungen des Wohllauts manchmal unüberwindliche Hindernisse auf. „Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar", sagt Goethes Gretchen, zum Beweis, daß sogar der Großmeister des deutschen Sprachgefühls einmal über ein solches Hinderniß nicht hinweggekommen ist. Oder wenn ein moderner Lyriker ein einsames Grab zu schildern sucht mit dem Vers „Kaum Zwei wissen wissen wessen" so hat sein inneres Gehör diesem stimmungmordenden Klangscherz gegenüber versagt. Und gerade die Lyrik lebt ja vom Wohllaut. In ihr erhebt sich das Sprachgefühl zur Schöpfung der Sprachmusik. Es schafft schon in ältesten Zeiten aus sich heraus den Rhythmus, den Vers, den Reim, die Alliteration, die Tonmalerei — lauter Mittel, um den akustischen Zauber der Sprache zu erhöhen, um den Gehalt mit dem Klang zu vermählen und dadurch für immer in unser Gedächtniß zu schmeicheln. Aber auch in der Prosa spielt dieses akustische Moment eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wir folgen als Zuhörer oder Leser williger, frischer, aufnahmefähiger, wenn der Tonfall auf seiner Wage abgewogen ist, wenn die Satztheile ebenso wie die einzelnen Sätze eine rhythmische Gliederung aufweisen. Nicht umsonst spricht man von dem schönen Fluß einer Rede; mit dem gleichen Recht könnte man im umgekehrten Fall von ihrem garstigen Strudel sprechen.

Neben dieser sinnlichen Form der Sprache giebt es aber noch eine geistige. Wir alle wissen, daß unsere Empfänglichkeit für einen Gedanken von der Art seiner Formulirung entscheidend beeinflußt wird. Man nennt das mit gutem Grund „ihn in Worte kleiden." Denn thatsächlich ist die Sprache ein Gewand, das für den Gedanken nach Maß zugeschnitten werden soll, und das dann je nachdem entweder ihm wie angegossen sitzt oder entstellend, vermummend um ihn herumschlottert. In dieser Zuschneidekunst besteht ein weiteres wichtiges Ateliergeheimniß des Sprachgefühls. Wem es nicht verliehen ward, der wird unter Umständen den einfachsten Sinn so unglückselig heraustaffiren, daß Niemand in dieser Harlekinstracht ihn wiedererkennt. Dagegen bewundern wir bei den Meistern das unnachahmliche Geschick, höchst verwickelten Denkprozessen und äußerst entlegenen Problemen eine so zwingende sprachliche Gewandung zu geben, daß wir alte Bekannte in ihnen zu begrüßen wähnen. Denn es ist der höchste Triumph eines Denkers, wenn er uns eine neue Gdankenreihe so vertraut zu machen weiß, daß wir darauf schwören, wir selbst hätten sie schon gerade so oder ähnlich gedacht. Und was sind Citate anderes als Gedanken, die ein erlesenes Sprachgefühl mustergültig angekleidet hat und die wir deshalb nur ein für allemal in ihrer anerkannten Uniform ins Treffen schicken?

Aber die Sprache ist nicht nur dazu da, um Gedanken auszudrücken. Es ist auch ihre Aufgabe, Anschauungen zu vermitteln oder Stimmungen zu wecken, unsere Einbildungskraft zu beschäftigen oder unser Gemüth in Wallungen zu versetzen. Sie wendet sich darstellend an unsere Phantasie oder überredend, aufstachelnd an unseren Willen. Beidemal bedarf sie, um ihrem Zwecke genug zu thun, der Farbe. Jedes Wort muß gleichsam ein Pinselstrich sein, damit auf koloristischem Wege in uns ein bestimmtes Bild erzeugt oder ein bestimmter Seelenzustand ausgelöst wird. Die Färbung der Sprache kann düster oder licht, grau oder rosig, frostig oder glühend, zart oder streng, karg oder üppig sein. Damit jedoch jedesmal die rechte Mischung zu Stande komme, dazu muß schon die Palette in lückenloser Vollständigkeit alle Nuancen enthalten. Unbildlich gesagt, zu einer farbigen Sprache gehört Sprachreichthum, gehört die freie Verfügung über sämmtliche vorhandene Möglichkeiten. Ich glaube, die meisten Menschen würden erschrecken, wenn man ihnen die Zahl der Wörter vorrechnete, über die sie in mündlichem und schriftlichem Gerauch gebieten, mit denen sie ihr ganzes Leben hindurch auskommen. Sie würden erschrecken über ihre Spracharmuth. Auch hier trennt ein ungeheurer Abstand den Bettler vom Krösus. Während jener mit seinen paar Pfennigen zu nothgedrungener Sparsamkeit verdammt ist, gefällt sich diesem auch bei verschwendrischster Laune der Säckel immer aufs neue aus dem fürstlichen Ueberfluß seiner Schatzkammer. Wählen können zwischen einem Dutzend von Ausdrucksweisen, die alle zur gleichen Zeit sich anbieten, und dann mit sicherer Hand die herausgreifen, die zu dem ganzen Gemälde am besten paßt — das bleibt allein dem Sprachgefühl vorbehalten. Und indem es diese Kunst souverän ausübt, erhebt es sich zum Stilgefühl.

Das vieldeutige und vielgedeutete Wort Stil soll hier nicht zergliedert werden. Das wurde zu weit führen. Aber daß die Stilreinheit und Stileinheit der Sprache nur durch instinktive Sicherheit gewährleistet werden kann, leuchtet wohl unmittelbar ein. Bewußtes, krampfhaftes Streben schadet hier mehr, als es nützt. Wie ein Mensch, dem das Benehmen und Auftreten der feinen Gesellschaft nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, auch bei peinlichster Nachahmung sich jeden Augenblick verrathen würde, so kommt der unbeurteilte Stilist trotz fortwährender Selbstkontrolle unausbleiblich zu Fall. Ein einziges Wort unter Tausenden, das gewissermaßen zu einer anderen Tonart gehört und darum gerade hier eine falsche Note anschlagt — und der Stil des Ganzen ist so gründlich zerstört, als wenn auf einen griechischen Tempel ein gothisches Dach gestülpt würde. Die geniale Unart Heinrich Heines hat derartige Stilsprengungen oft genug aus muthwilliger Absicht vorgenommen; unfreiwillige Belege dafür findet man täglich in Hülle und Fülle. Andererseits verfügt die Sprache für den, der den Schlüssel hat, über ein großes Arsenal an Stilmitteln, die man in ihrer Gesammtheit — um bei der musikalischen Analogie zu bleiben — mit der Instrumentation vergleichen kann. Das Gefühl muß entscheiden, wo Flöte oder Posaune, Harfe oder Trommel am Platze ist. Glauben wir nicht leise Harfenklänge zu vernehmen in dem Goethe'schen Vers: „Nacht ist schon hereingesunken"? Und wenn wir die wundersame Wirkung analysiren, wodurch finden wir sie erzielt? Einfach durch die Weglassung des Artikels. Man setze ein „die" davor, und der ganze Zauber ist verwischt.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft; große machen beschwerlich.

Mr. Blokes Artikel.

Von Mark Twain.

Gestern Abend trat zu später Stunde in das Bureau, in dem wir als zweiter Redakteur thätig sind, unser geschätzter Freund, Mr. John William Bloke aus Virginia, mit einem Gesichtsausdruck voll tiefen und herzbrechenden Leides, legte mit schwerem Seufzer den nachstehenden Artikel ehrerbietig aufs Pult und schritt langsam wieder hinaus. An der Thür blieb er einen Augenblick stehen, in sichtlichem Kampfe, seine Gefühle so weit zu beherrschen, um sprechen zu können; dann, mit dem Kopfe in der Richtung nach seinem Manuskripte nickend, stieß er mit versagender Stimme die Worte hervor: „Freund von mir — oh, wie schrecklich!" und brach in Thränen aus. Wir waren über seinen Kummer so gerührt, daß wir erst daran dachten, ihn zurückzurufen und zu trösten, als er fort und es zu spät war. Die Zeitung war unter der Presse, aber da wir wußten, daß unser Freund auf den Druck des Artikels Werth legte und uns mit der Hoffnung schmeichelten, daß die Veröffentlichung desselben seinem bekümmerten Herzen eine wehmüthige Befriedigung gewähren würde, unterbrachen wir den Druck und rückten ihn in unsere Spalten ein:

Entsetzlicher Unglücksfall. — Als gestern Abend, ungefähr um sechs Uhr, Mr. William Schuyler, ein alter und geachteter Bürger von South Park, seine Wohnung verließ, um nach der Stadt hinunter zu gehen, wie es seit langen Jahren seine Gewohnheit war, mit Ausnahme eines kurzen Zeitraums im Frühjahr 1850, wo er das Bett hüten mußte infolge einer Verwundung, die er sich zugezogen hatte, als er versuchte, ein durchgegangenes Pferd aufzuhalten, indem er sich unbesonnen gerade in das Kielwasser desselben stellte, mit den Händen herumfuchtelte und schrie, was, wenn es nur einen Augenblick früher geschehen wäre, unfehlbar das Thier noch mehr erschreckt hätte, anstatt seinen Lauf zu hemmen, obgleich es für ihn selbst unheilvoll genug war und noch trauriger und schrecklicher wurde durch die Gegenwart seiner Schwiegermutter, die dabei stand und das entsetzliche Ereignis mit ansah, so ist nichtsdestoweniger mindestens wahrscheinlich, um nicht zu sagen sicher, daß sie beim Eintreten von Unglücksfällen nach einer anderen Seite ausschaute, da sie im allgemeinen nicht munter und auf dem Posten, sondern sogar das Gegentheil war, wie ihre eigene Mutter erklärt haben soll, die nicht mehr ist, sondern voller Hoffnung auf eine fröhliche Auferstehung vor mehr als drei Jahren, achtundsechzig Jahre alt, starb, als gute Christin, ohne Falsch und ohne Habe, da das Feuer von 1849 alles, was sie auf der Welt besaß, vernichtete. Aber so ist das Leben. Mögen wir alle uns dieses ernste Ereignis zur Warnung dienen lassen und bemühen wir uns, so zu leben, daß, wenn wir zum Sterben kommen, wir es thun können. Legen wir die Hand aufs Herz und geloben wir feierlich und aufrichtig, von Stund an den berauschenden Becher zu meiden.— (Originalbericht des „Californian.")

Der Chefredakteur ist hier gewesen, hat einen Teufelslärm gemacht, sich das Haar ausgerauft, die Möbel herumgestoßen und mich ausgeschimpft wie einen Spitzbuben. So oft er mir die Zeitung auf eine halbe Stunde anvertraut, sagt er, lasse ich mich von dem ersten besten dummen Jungen oder von dem ersten besten Verrückten anführen. Und dieser entsetzliche Artikel von Mr. Bloke, sagt er, sei weiter nichts als eine entsetzliche Masse entsetzlichen Gefasels, und es sei keine Pointe darin, und kein Sinn darin und nichts daraus zu ersehen, und es wäre durchaus nicht nöthig gewesen, den Druck zu unterbrechen, um ihn aufzunehmen.

Das hat man davon, wenn man gutmüthig ist. Wenn ich so ungefällig und gefühllos wäre, wie gewisse Leute, so hätte ich Mr. Bloke gesagt, ich wolle seine Mittheilung zu so später Stunde nicht annehmen; aber nein, sein bekümmertes Schnaufen rührte mein Herz, und begierig benutzte ich die Gelegenheit, etwas zur Linderung seines Jammers zu thun. Ich las seinen Artikel gar nicht durch, um zu sehen, ob vielleicht etwas nicht in Ordnung sei, sondern schrieb hastig ein paar einleitende Zeilen und beförderte ihn zum Druck. Und was hat meine Güte mir eingebracht? Nichts als ein Donnerwetter von Schimpf und wohlgesetzten Flüchen.

Ich will jetzt den Artikel selbst lesen und sehen, ob er zu dem ganzen Lärm Anlaß bietet. Und wenn dem so ist, so soll der Verfasser von mir hören.

* * *

Ich habe ihn gelesen und muß gestehen, daß er auf den ersten Blick ein bißchen konfus erscheint. Ich will ihn

* * *

aber noch einmal durchsehen.

Ich habe ihn wieder gelesen, und er scheint in der That ein ganz Theil konfuser als je.

Jetzt habe ich ihn fünfmal gelesen, aber wenn ich seinen Sinn herauskriegen kann, will ich Hans heißen. Eine Analyse verträgt er nicht. Es sind Sachen darin, die ich überhaupt nicht verstehen kann. Er sagt nicht, was aus William Schuyler geworden ist. Er sagt gerade genug über ihn, um uns für sein Schicksal zu interessiren, und dann läßt er ihn fallen. Wer ist überhaupt William Schuyler und in welcher Gegend von South Park wohnte er, und wenn er um sechs Uhr nach der Stadt hinunter ging, ist er denn überhaupt hingekommen, und wenn dem so war, ist ihm irgend etwas passirt? Ist er das Individuum, dem der „entsetzliche Unglücksfall" zustieß? In Anbetracht der sorgfältigen Ausführung der Einzelheiten, die in dem Artikel zu bemerken ist, scheint mir, daß man mehr daraus ersehen sollte, als wirklich der Fall ist. Im Gegentheil, er ist dunkel — und nicht nur dunkel, sondern gänzlich unverständlich. War der Beinbruch Mr. Schuylers vor fünfzehn Jahren, der „entsetzliche Unglücksfall", der Mr. Bloke in so unaussprechlichen Kummer versetzte und ihn veranlaßte, mitten in der Nacht hierher zu kommen und den Druck zu unterbrechen, um die Welt von dem Vorfall zu unterrichten? Oder bestand der „entsetzliche Unglücksfall" in der Vernichtung des Besitzthums von Mr. Schuylers Schwiegermutter in alten Zeiten? Oder bestand er in dem vor drei Jahren erfolgten Tode dieser Person selbst? (Obgleich sie nicht durch einen Unfall gestorben zu sein scheint.) Mit einem Worte, worin bestand denn eigentlich jener „entsetzliche Unglücksfall?" Wozu stand jener alberne Esel von einem Schuyler mit seinem Geschrei und Gestikuliren im Kielwasser eines durchgegangenen Pferdes, wenn er es aufhalten wollte? Und wie zum Teufel konnte er von einem Pferde überrannt werden, das schon bei ihm vorbei war?

Was sollen wir uns ferner zur „Warnung" dienen lassen? Und in welcher Hinsicht soll uns dieses wunderbare Kapitel voller Unbegreiflichkeiten eine „Lehre" sein? Und vor allen Dingen, was hat der „berauschende Becher" überhaupt damit zu thun? Es ist nicht angegeben, daß Schuyler trank, oder daß seine Frau trank, oder daß seine Schwiegermutter trank, oder daß das Pferd trank — wozu also die Anspielung auf den berauschenden Becher? Es kommt mir wirklich vor, als ob Mr. Bloke lieber selbst den berauschenden Becher hätte in Ruhe lassen sollen, dann hätte er nie so viel Umstände mit diesem erbitternden Unglücksfall gehabt. Ich habe diesen albernen Artikel, in seiner ganzen einschmeichelnden Selbverständlichkeit, wieder und wieder gelesen, daß mir der Kopf schwindelt; aber ich kann nicht klug daraus werden. Es scheint wirklich irgend ein Unglücksfall stattgefunden zu haben, aber es ist unmöglich festzustellen, von welcher Art er war oder wer dabei zu Schaden gekommen. Ich thue es ungern, aber ich sehe mich genöthigt, Mr. Bloke zu ersuchen, wenn einem seiner Freunde wieder einmal etwas passirt, seinem Berichte davon die nöthigen erläuternden Anmerkungen beizufügen, damit ich herauskommen kann, was für ein Unfall es war und wem er passirte. Lieber wollte ich, daß alle seine Freunde sterben, als daß ich noch einmal an den Rand des Wahnsinns getrieben würde durch den Versuch, den Sinn einer zweiten derartigen Leistung zu entziffern.

Steife Ohren.

Bräutigam: „Da wir doch einmal davon sprechen, lieber Schwiegerpapa, so werden Sie schon verzeihen, wenn ich frage: „Was geben Sie denn Ihrer Tochter als Mitgift auf den Weg?"

„Nun, einen braven und strebsamen Mann, will ich hoffen!"

Verrathenes Geschäftsgeheimniß.

Kellner: „Hier ist die bestellte Bouillon!"

„Gast: „Warum sprechen Sie nicht deutsch und sagen Fleischbrühe?"

„Ja, das ist Sie nämlich gar keene Fleischbrühe!"

Der Kleine mit dem großen Mund.

Wirth (zum Kindermädchen, das mit dem kleinen Jungen auf der Kegelbahn spielt): „Nehmen Sie dem Jungen mal die Kegelkugel weg, Anna . . . der steckt ja alles in den Mund!"

Ein guter Gatte.

„. . . Sie waren gestern nicht beim Stiftungsfest in der „Harmonie!" . . . Man sieht Sie überhaupt auch so selten mehr!"

„Ja, wissen S': wenn man verheirathet ist und Kinder hat, muß Ein's immer zu Haus bleiben!"

Steigerung.

„Ich sehe Dich, Emilie, sehr häufig mit zwei Herren — einmal mit einem blonden, und dann wieder mit einem schwarzen! . . . Welcher von den beiden ist nun eigentlich Dein Bräutigam?"

— „Der Schwarze ist der [illegible] tere!"

Werthvolles Andenken.

A. (früher Student, zu seiner Braut): „Liebe Emilie, als Zeichen meiner ewigen Treue übergebe ich Dir diesen alten Ring, der mir sehr werth ist! Ich hatte ihn siebzehn Mal versetzt und immer wieder eingelöst!"

Immer Jurist.

„Was seh' ich da, Bertha — Du dichtest?"

„Nur ein poetischer Versuch, Papa!"

„Auch der Versuch, mein Kind, ist strafb[illegible]"

Gesundheitspflege.

Handpflege der Frau.

1. Schöne und wohlgepflegte, aber auch kräftige Hände zu haben, ist der wohlberechtigte Wunsch einer jeden Frau. Die Hand ist ein wundersam gebautes, zu den mannigfaltigsten Verrichtungen geeignetes Instrument. Wie die Hand, so der Mensch. — Fein gebildete Frauen werden eine fein gebildete Hand haben; harte, abgearbeitete Hände deuten auf eine Arbeiterin, die mühsam ihren Platz im Kampf ums Dasein aufrecht erhält. Alte kultivirte Familien zeigen bei ihren einzelnen Mitgliedern schön gebaute, wohlproportionirte und gepflegte Hände, klumpe Hände dagegen deuten auf einen Mangel an Schönheits- und Kulturgefühl des Besitzers. Daher ist eine große Rücksichtnahme auf die Pflege der Hände wohlberechtigt und jede Frau sollte wissen, was sie zu thun hat um ihren Händen eine zweckmäßige Pflege angedeihen zu lassen.

2. Niemals soll eine Frau die Hände in zu heißem oder zu kaltem Wasser baden oder waschen.

3. Die reinigende Seife soll von guter Qualität sein. Sie muß milde und fettreich sein.

4. Leicht schäumende Seifen enthalten zu wenig Fett und sind ungeeignet.

5. Die Hand soll mehrmals am Tage gewaschen werden. Wichtig ist, daß sie danach gehörig getrocknet wird, denn nichts ist schädlicher, als die Hände mit feuchter Haut der kalten Temperatur auszusetzen. Sie werden dadurch roth, erfrieren, und wenn dieses oft geschieht, so bleibt die Röthe dauernd bestehen.

6. Handschuhe sind schädlich, wenn sie zu eng und undurchlässig sind. Bei schwerer Arbeit sollten sie aber getragen werden, jedoch so, daß sie bequem und luftdurchlässig sind und die Fingerspitzen frei lassen.

Petroleum gegen Brandwunden.

Wenig bekannt ist die Verwendbarkeit von Petroleum gegen Brandwunden. Man tauche den verbrannten Körpertheil fünfzehn bis zwanzig Minuten lang in Petroleum oder halte ihn mit in Petroleum getränkten Stückchen Watte bedeckt, wodurch das Entstehen von Brandblasen verhütet und der Schmerz bedeutend gelindert wird.

Die Mundsperre,

welche so gut wie immer tödtlich verläuft, wo sie sich entwickelt hat, wird durch einen Bazillus verursacht, den man häufig im Gartenboden, in altem Straßenstaub und in der Erde nahe irgend welchen Stallungen finden kann. Damit aber dieser Bazillus die Mundsperre hervorrufen kann, muß er sich in einer Wunde festsetzen und dort geeignete Verhältnisse für sein Wachsthum finden. Solche Verletzungen, bei denen Stückchen Zeug oder irgendwelche Fremdkörper weit und tief in die Zellengewebe hineingedrückt werden, sind die allergefährlichsten: denn der Keim des Kinnbackenkrampfes kann nur an Stellen gedeihen, in welche der Sauerstoff der Luft nicht durchdringen kann, — gerade wie Giftpilze am Besten wachsen, wenn sie von dem Sonnenlicht geschützt sind. Die Wunde muß also zunächst reingehalten oder gründlich rein gemacht werden, was ohne prompites Nachsehen nicht möglich ist. Darum nicht gezögert, wo so eine „Kleinigkeit" passirt ist!

Mitesser.

Zur Reinigung und Entfernung der erweiterten Hautdrüsen, die der Haut das großporige Ansehen geben, dienen abendliche kräftige Abreibungen mit einer Lösung von 10 Unzen kohlensaurem Kali in 100 Unzen Wasser mittelst eines Flanell-Lappens; dann mit lauwarmem Wasser nachspülen und, wenn die Haut stark gereizt und geröthet ist, kalte Umschläge machen, bis die Reizung nachgelassen hat. Am anderen Morgen wird das Gesicht mit lauwarmem Wasser ohne Seife gereinigt und mit einer Mischung von 8 Theilen Rosenwasser, 1 Theil Glycerin und 1 Theil Alkohol oder Eau de Cologne nachgewaschen. Sollte die Haut dabei zu stark gereizt werden, so ist die Kali-Lösung entsprechend zu verdünnen und seltener anzuwenden. Sind die Fettpfröpfe völlig entfernt, so nimmt man zum Waschen einen Theelöffel voll Borax auf 1 Quart Wasser, setzt aber die Nachwaschungen mit der Rosenwasser-Mischung trotzdem fort.

Pfirsiche und Aprikosen

wirken anregend auf die Magenwände und die Lunge, vor allem aber auf die Gallabsonderung der Leber. Ihre Schalen sind besonders werthvoll.

Weintrauben

lösen und reinigen das Blut, die Lunge, die Leber und den Unterleib. Die Schalen enthalten belebende Gerbsäure; sie werden im Magen ausgewässert.

Nothwendige Voraussetzung.

„In dem Eisschrank, den Sie mir empfehlen, hält sich also wirklich alles?"

„Unbedingt, gnädige Frau!"

„Also auch die Bratenreste?"

„Wenn die Köchin keinen Schatz hat — auch diese!"

Verblümt.

„Aber, Herr Commerzienrath, Sie sind ja über die heurigen Viehpreise vom Werth eines Ochsen bis zu dem eines Huhnes unterrichtet, als ob Sie damit Handel treiben wollen!"

„Das nicht, aber ich fahre Auto!"

Nützliches Wissen.

Zartfarbige wollene Stoffe,

wie Kaschmir usw., bringt man mit Quillajarinde rein. Auf je 5 Quart Wasser rechnet man eine Unze Rinde, die über Nacht mit dem Wasser Reben bleiben muß. Dann rührt man einige Zeit kräftig um und gießt die Flüssigkeit durch ein feines Sieb. Mit der Quillajabrühe sind die Stoffe stückweise gut abzubürsten, bis das Wasser schäumt und der Schaum wieder verschwindet. Darauf wird in reinem Wasser nachgespült und nach dem Ausdrücken (nicht Auswringen!) des Stoffes dieser zum Trocknen aufgehängt. Das Gewebe wird durch dieses Verfahren gereinigt, ohne daß die Farbe leidet. Die meisten Flecken, namentlich Fettflecke, verschwinden bei dieser Wäsche.

Weiße Wollkleider zu waschen.

Man entfernt erst alle etwa vorhandenen Fettflecke mit Benzin und legt den Stoff dann in lauwarmes Wasser, in dem man gute weiße Seife aufgelöst hat. Nachdem der Stoff in dieser Lauge etwa eine Viertelstunde lang gelegen hat, wäscht man ihn durch, ohne viel zu reiben, und spült dann mehrmals mit klarem Wasser nach. Zuletzt wird der Stoff, je nach dem gewünschten Farbton, etwas geblaut oder gelblich gefärbt. Man drückt den Stoff nur leicht aus, hängt ihn sorgfältig auf und bügelt ihn, ehe er völlig getrocknet ist.

Versengte Wäsche

wird wieder weiß, wenn man die betreffenden Stellen mit Wasser anfeuchtet, Salz darauf streut und sie in die Sonne legt. Natürlich hilft dies Mittel nur, wenn das Gewebe noch nicht ganz durchgebrannt ist.

Gedrückte Pelzsachen zu behandeln.

Pelzsachen, die lange eingepackt gelegen haben, sehen häufig sehr unansehnlich aus, wenn man sie dem Aufbewahrungsorte entnimmt, und zeigen, falls sie nicht sehr sorgfältig zurgelegt waren, stark gedrückte Stellen, die wie eingepreßt erscheinen. Man nehme einen nassen Schwamm und feuchte die Haare tüchtig an, bürste die nassen Haare in ihre natürliche Lage, hängt das Stück auf und lasse es trocknen. Danach aufgeschüttelt, werden die Sachen wieder tadellos sein.

Regenmäntel zu reinigen.

Regenmäntel, die oft Staub und Nässe auf sich einwirken lassen müssen, sehen leicht unsauber aus. Man kann sie sehr gut selbst reinigen, indem man sie mittels weicher Bürste mit lauem Wasser und reiner weißer Seife wäscht. Der zuvor vom Staub gereinigte Mantel ist zu diesem Zweck auf einen Tisch zu breiten und Strich um Strich mit Wasser und Seife abzubürsten. Schließlich tupft man mit einem nassen Schwamm oder Tuch den Seifenschaum fort und reibt den Mantel nochmals mit reinem Wasser ab, damit alle Unreinheiten fortgenommen werden. Man muß beide Seiten dieser Behandlung unterziehen. Der feuchte Mantel wird dann auf einen Bügel gestreift und zum Trocknen aufgehängt; noch etwas feucht, wird er mit nicht zu heißem Eisen gebügelt. Manche Stoffe vertragen jedoch die Einwirkung der Plättbitze nicht, daher sollte man erst an einer wenig sichtbaren Stelle des Mantels die Probe darauf machen.

Fettflecken im Buchdeckel

feuchtet man mit Benzin an, streut etwas Kartoffelmehl darüber, dann legt man eine Schicht weißes Fließpapier darauf und fährt mit einem heißen Bügeleisen über die Stelle.

Schimmel auf Leder.

Wenn nach dem trockenen Abbürsten des Schimmels noch Flecken zurückbleiben, so ist der Farbstoff des Leders oder auch die Struktur desselben bis zu einem gewissen Grade von den Schimmelpilzen zerstört. Man tränke alsdann die betroffenen Stellen mit Leinwasser, dem im Augenblick des Gebrauchs Bodensatz von Gallustinte oder — bei farbigem Leder — der betreffende Farbstoff zugesetzt wurde, und befeuchte dann längere Zeit mit Tanninlösung.

Grasflecke aus Weißzeug zu entfernen.

Dies geschieht am besten durch eine schwache Auflösung von Zinnsalz (Zinnoxyd.) Die Flecke verschwinden augenblicklich, aber die Wäsche muß sogleich mit vielem Wasser ausgespült werden.

Vom Inlett roth gefärbte Wäsche

kann man ohne Chlor wieder schneeweiß bekommen, wenn man weiße Roßkastanien schält, reibt und den Brei auf die Flecken drückt. In einigen Stunden kann die Bettwäsche ausgewaschen werden.

Der Weltfriede. (Fabel).

Der Fuchs vernahm, daß ein allgemeiner Weltfriede unter den Gedachten gestiftet werden sollte. Da meint er schmunzelnd: „Das freut mich sehr; denn nun wird man doch endlich einmal vor den Nachstellungen der Menschen sicher sein und in Frieden seine Hasen fressen können!"

Im Theater.

Parvenü (zu seiner Frau): „Was applaudirt De?! . . Darüber mußt De hinaus sein, daß Der was gefällt!"